

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 21 (1953-1954)

Artikel: Johannes von Müller und Karl von Dalberg
Autor: Bonjour, Edgar
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-758752>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

JOHANNES VON MÜLLER UND KARL VON DALBERG

Von Edgar Bonjour

Johannes von Müllers vielbeachtete Unterredung mit Napoleon vom 20. November 1806 ist für die letzten Lebensjahre und den Nachruhm des zu seiner Zeit ein beispielloses Ansehen genießenden Historikers entscheidungsvoll geworden: Der Hofhistoriograph des Königs von Preußen trat später in den Dienst des bonapartistischen Königs von Westfalen, was ihm weithin als Verrat ausgelegt wurde. Wie war es zu der Begegnung zwischen dem Franzosenkaiser und dem Geschichtsschreiber der Eidgenossen gekommen? Man vermutete bisher, es sei Staatssekretär Maret gewesen, der Napoleon nahegelegt habe, den erlauchten Schriftsteller zu gewinnen.¹ Wir wollen die Mitwirkung des französischen Magistraten in dieser Sache nicht in Abrede stellen. Ausschlaggebend jedoch war hier wohl — wie der nachfolgend veröffentlichte Brief dartut — eine andere Gestalt aus der weiteren Umgebung des Imperators, die zugleich auch als Vertreter des politischen und geistigen Deutschland jener Jahre gelten konnte: Karl Theodor von Dalberg, Fürstprimas des Rheinbundes.

Müllers Beziehungen zu dem eigenartigen Mann, mit dem er einige Wesenszüge gemein hatte, reichten weit zurück. Sie stammten aus der Zeit, da er am Hofe des Erzbischofs von Mainz für den Fürstenbund arbeitete. Zur gleichen antiösterreichischen Partei gehörte dort auch Dalberg, damals kurmainzischer Statthalter von Erfurt. Während diese Parteirichtung allein schon mannigfache Berührungen zwischen den beiden Männern ergab, verdichteten sich die Beziehungen noch infolge von Müllers Anteil an der Wahl Dalbergs zum Koadjutornachfolger. Müller ist im Frühjahr 1787 eigens nach Rom gereist, um die Zustimmung zur Ernennung Dalbergs zu erlangen, hat ihm also einen sehr wirksamen Dienst erwiesen. Auch als bald einmal der Churfürst seinem Koadjutor das Vertrauen entzog, stützte Müller dauernd seinen Gesinnungsgenossen Dalberg, indem er sich bemühte, die eingetretenen Spannungen auszugleichen. Davon ist in der erhaltenen, gerade in die-

¹ Werner Kirchner: «Napoleons Unterredung mit Johannes von Müller», Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft, 16. Bd., Weimar 1930, S. 110.

sem Jahr 1788 einsetzenden Korrespondenz zwischen Dalberg und Müller zwar nicht die Rede. Der Koadjutor gibt sich als aufgeklärter Schöngest, schwärmt für die Freiheit der Presse, macht den Geschichtsforscher auf eine von ihm aufgestöberte alte Schweizerchronik aufmerksam. Nach Ausbruch der Revolution beginnen politische Töne in die Briefe einzudringen: Dalberg fragt sich besorgt, in welcher Weise wohl Deutschland auf die Krise im Westen reagieren werde, nimmt aber nur in ganz allgemein gehaltenen, unverfänglichen Wendungen zu dem großen Ereignis Stellung.

Ein Gerücht, Müller werde Mainz verlassen, veranlaßt Dalberg, dem Geschichtsschreiber sein lebhaftes Bedauern hierüber auszudrücken; ihre Freundschaft jedoch werde durch Müllers Wegzug keinen Schaden leiden, da sie sich auf die Uebereinstimmung ihres Willens gründe, der Allgemeinheit nützlich zu sein. Wiederum spricht Dalberg nur in recht vagen Ausdrücken von ihrem gemeinsamen hohen Ziele. Präzis ist er bloß in der klar formulierten Annahme, es würden sich künftig tausend Gelegenheiten bieten, wo sie sich gegenseitig helfen könnten. Dieser Fall trat schon im Jahre 1793 ein. Dalberg, inzwischen zum Koadjutor auch von Konstanz ernannt, bat den in kaiserliche Dienste übergetretenen Müller, in Wien zu erwirken, daß dem Bistum Konstanz gewisse von Joseph II. seinerzeit aufgehobene Renten ausbezahlt würden. Um weitere Handreichungen scheint Dalberg den Historiker nicht mehr angegangen zu haben; die fürderhin ausgetauschten Worte bewegen sich im Bereich des Freundschaftlichen: Der Koadjutor besuchte Müllers Bruder in Schaffhausen, war Zeuge der Verehrung, die der berühmte Geschichtsschreiber in seiner Vaterstadt genoß, und versicherte ihm wiederholt, daß er an seiner Schweizergeschichte lebhaften Anteil nehme. Aber vergeblich sucht man sogar hier, in den Aeüßerungen über Müllers zentrales Bemühen, nach persönlichen eigenen Klängen; Dalbergs anerkennende Worte bleiben oberflächlich und hohl. Die Ueberreichung eines Bandes der Schweizergeschichte quittierte er unbefangen mit einer herzlich unbedeutenden Schrift über Karl den Großen, worin aber schon beziehungsreich auf Napoleon als den Nachfolger des fränkischen Kaisers hingedeutet wird.

Auch nach den erschütternden Weltereignissen, in deren Folge Dalberg dank Napoleons Gunst zum Fürstprimas des Rheinbundes emporrückte, riß der Briefwechsel mit Müller nicht ab. Es kam sogar zu einer weiteren Annäherung zwischen den beiden als Folge einer mündlichen Aussprache. Müller schrieb hierüber am 28./29. Dezember 1804 seinem Bruder nach Schaffhausen: «Dal-

bergs vorurteilsfreie, ganz reine, hohe Denkungsart ist der größten Unternehmungen fähig und paßt nicht übel für den neuen Kaiser — besser als zum alten, der ihn nicht mag. An zwei Abenden, deren ich einen mit ihm ganz allein, den andern in . . . Gesellschaft bei ihm war, fand ich ihn vorigen Sommer ungleich sympathisierender mit mir in allem als je zuvor; recht brüderlich waren wir zusammen.» Während bisher in diesem lockeren Freundschaftsverhältnis der Historiker mehr der Gebende gewesen zu sein scheint, kam nun der Augenblick, da Müller sich bittend an den so Hochgestiegenen wandte. Bekanntlich hatte sich Müller geweigert — wie gelähmt durch die Schlacht von Jena —, mit dem preußischen Hof aus Berlin zu fliehen, obgleich er ahnte, daß er dort nicht werde bleiben können. Die Ungewißheit seiner Lage, verschärft noch durch seinen chronischen Geldmangel, erfüllte ihn mit quälender Angst. Er durfte ja nicht hoffen, daß der geschlagene König nach so vielen Verlusten noch Mittel für einen Historiographen aufwenden werde. Nach Wien konnte Müller nicht zurückkehren, und vor Tübingen, dessen Universität ihn freudig aufgenommen hätte, grauste ihm. Auch Alexander von Humboldt, einer seiner engsten Freunde, riet entschieden von der Uebernahme einer Professur in Württemberg ab und wies den Geschichtsschreiber dorthin, wo ihm größte Entfaltungsmöglichkeiten winkten: «Pas Tubingue — non, Paris!» Und wiederum: «Vous devez aller à Paris et directement... l'Empereur s'occupera de vous!»

Jetzt schon, in dieser bedrängten Situation, trat der Gedanke an Müller heran, sich bei den Franzosen um ein Amt zu bewerben. Diese Einstellung wirkt zuerst fast wie ein ferner Nachhall uralter Söldnertradition, als habe sich bei Müller das Blut seiner eidgenössischen Vorfahren geregt, demjenigen seine Dienste anzubieten, der imstande war, ihm wirklicher Brotherr zu sein. Der Weg zu Napoleon erschien dem Geschichtsschreiber der Eidgenossen aber schon dadurch geebnet, daß seine Schweizer Heimat durch den Kaiser von dem so verhaßten Zentralismus der Helvetik erlöst und dem Land eine sinnvollere Staatsform gegeben worden war, was Müller bereits vor Jahren als Wohltat gepriesen hatte. Als ein unbedingter Freund der Ordnung mußte Müller dem Mann, der das Chaos der Revolution bändigte, ohnehin dankbar sein. Und als wirklicher Europäer wurde Müller durch den schöpferischen Menschen, der den europäischen Kontinent neu und zukunfts voll formte, tief ergriffen. Wenn er sich jetzt Napoleon näherte, so übte nicht ein Deutscher an Preußen Verrat — wie das eine kurzsichtige Geschichtsbetrachtung immer wieder irre-

führend darstellt —, sondern ein Schweizer trat in nähere Beziehung zum Mediator und Bundesgenossen seines Vaterlandes. Gewiß, es bleibt belastend für Müller, daß seinen früheren Worten als Anhänger der kriegerischen Patriotenpartei in Deutschland nicht die entsprechenden Taten folgten. Aber dazwischen fiel eben Müllers innere Wandlung; ein Sinneswechsel besonders von den Tiefen eigenen Geschichtsbewußtseins her, beschleunigt indessen gerade dadurch, daß ihn seine ehemaligen Gesinnungsgenossen nach seiner Rede über Friedrichs Ruhm mißverstanden, beschimpften und verleugneten. Mit dem Eintritt in den westfälischen Staatsdienst ist Müller im Grunde seinem Weltbürgertum treu geblieben; denn hier eröffnete sich ihm die Aussicht, seinen angeborenen «deutsch-französischen Humanismus» aufs schönste zu betätigen. Vollends verlor Müller alle Hemmungen, als er sich zur Anschauung durchrang, Napoleon sei ein notwendiger Faktor im göttlichen Weltplan, sei eine von der Vorsehung bestimmte Durchgangsstation zur Läuterung der Menschheit.

Der sogenannte Uebertritt Müllers vollzog sich nicht in der Weise, als habe er, bezaubert von Napoleons Ueberredungskunst, in plötzlichem Entschluß Preußen den Rücken gekehrt und sei ins Lager des Feindes übergelaufen. Müller hatte sich bereits zu Napoleon bekehrt, bevor er ihm gegenübergestanden war. In der hochbedeutenden Unterredung mit dem Kaiser fand der für alles Geniale hellsichtige Historiker bloß bestätigt, was er erwartet hatte. Daß Napoleon ihn so ernst nahm, über wichtige Geschichtsentwicklungen gleich dachte wie er und ihn einen tiefen Blick in seine Gedankenwelt tun ließ, gewann den so leicht beeindruckbaren Gesprächspartner vollkommen. Seine antike Heldenverehrung fand hier ein lebendes, monumentales Objekt. Mit seiner Auffassung des Phänomens Napoleon stand Müller bekanntlich nicht allein: Zeitgenossen, wie Goethe, Wieland, Jean Paul, Hegel, dachten und fühlten ähnlich. Sogar Fichte, der Verfasser der Reden an die deutsche Nation, betrachtete die gegen Müller erhobenen Vorwürfe als «Unrecht, das man der herrlichen Gesinnung des Mannes zugefügt» habe. Frau von Staël, die erbitterte Gegnerin des Imperators, hat Müller seinen «instant de faiblesse» ganz verziehen. Und wie Alexander von Humboldt die Gesinnungen und Handlungen Müllers bejahte, geht aus seinen Briefen unzweideutig hervor. Als Müller sich das Geschrei über seinen «Verrat» zu Herzen nehmen wollte, richtete ihn Humboldt auf: «Kümmern wir uns weniger um diesen Sumpf. Denken Sie an das, was Sie hervorgebracht und an das, was Sie noch schaffen können, so wird Ihnen alles andere erbärmlich und unwichtig erscheinen... On

détruit une réputation factice, mais l'on ne ternit pas une gloire d'un homme qui a construit un grand édifice aere perennius.»

Wie aber sollte Müller den richtigen Zugang zu den Franzosen finden? Sie begegneten ihm in Berlin als einem Sohne der verbündeten Schweiz, behandelten ihn mit ausgesuchter Zuvorkommenheit, befreiten ihn von der so lästigen Einquartierungspflicht, zahlten ihm sogar — für den sorglosen Haushalter eine Existenzfrage — sein preußisches Gehalt aus. Aber von einer dauernden Beamtung hatte bisher noch kein Offizieller zu ihm gesprochen. Müller wußte, daß seine hochzielenden Wünsche allein vom Kaiser erfüllt werden konnten; denn alle wichtigen Entscheide pflegten direkt aus Jupiters Haupt zu kommen. Wer konnte ihn mit genügend Nachdruck dem Allgewaltigen empfehlen? Jetzt erinnerte sich Müller seines alten Freundes Dalberg. Keiner seiner Bekannten in Napoleons Umgebung besaß so viel Einfluß wie der Fürstprimas des Rheinbundes. Würde sich dieser für die früher von Müller empfangenen Unterstützungen erkenntlich zeigen? Am 15. November 1806 wandte sich Müller schriftlich an Dalberg; fünf Tage später, am 20. November, fand seine Audienz beim Kaiser statt.

Der Brief Müllers an den Fürstprimas liegt in zwei Entwürfen vor, wovon die eine Fassung lediglich eine Erweiterung der anderen darstellt. Diese bei Müller ganz ungewöhnliche Sorgfalt zeigt schon zur Genüge, welche Wichtigkeit er dem Schreiben beimaß. Es ist denn auch ein Kabinettstück psychologischer Einfühlung und diplomatischer Gedankenführung, neben aller in Müllers Briefen immer wieder feststellbaren menschlichen Offenheit. Der Brief enthält auch Wesentliches über die Anschauungen des Historikers und beleuchtet scharf seine damalige persönliche Situation.

Müller erinnert eingangs an die zwanzigjährige Freundschaft, die ihn mit Dalberg verbindet, und an dessen schöne Gewohnheit, stets mit allen Kräften für das Gute zu wirken. Daraus schöpfe er das Vertrauen, ihn um einen Rat zu bitten. Dann schildert er seine prekäre Lage und die Wirrnis in Preußen. Er brauchte beim Fürstprimas des Rheinbundes nicht besondere preußisch-patriotische Gefühle zu schonen. Wohl aber war er ihm eine Erklärung dafür schuldig, daß er als bisheriger Verfechter der europäischen Aequilibriumsidee diese nicht weiter verteidige: Weil die beiden deutschen Großmächte im Gleichgewichtssystem Europas versagt hätten und Gott die Welt dem Kaiser Napoleon hingegeben habe. Und nun zählt Müller auf, wozu man ihn verwenden könnte. Er sei mit der Verwaltung großer Bibliotheken, großer Archive, des

öffentlichen Unterrichts vertraut. Am liebsten aber möchte er — hier gibt er sein Ziel unverhüllt an — die Geschichte seiner Zeit und ihres großen Mannes schreiben. Dieser, den antiken Helden vergleichbar, habe Anspruch auf einen Historiker der klassischen Art.

In der Umschreibung seines Hauptwunsches ist Müller grundehrlich und sagt Entscheidendes über den Charakter seiner Geschichtsschreibung aus. Zeit seines Lebens war er dafür eingetreten, die Lehren der Vergangenheit für die Gegenwart fruchtbar zu machen. Er glaubte an die wechselseitige Befruchtung von Geschichte und Politik: «L'expérience de l'histoire éclaire sur la politique, et la pratique de celle-ci éclaire sur celle-là.» Deshalb interessierte sich Müller so intensiv für alles, was vom Vergangenen durchs Gegenwärtige zum Zukünftigen führte. Er suchte dieses auch in der jüngsten Epoche, die er durchaus für geschichtstauglich hielt. Mehrmals hatte er bisher Themen der Zeitgeschichte bearbeitet: die «Darstellung des Fürstenbundes», die «Beleuchtung des Baseler Friedens», das «Denkmal auf Necker», ohne diese Gegenstände eilfertig zu aktualisieren, sondern in ruhiger geistiger Vergegenwärtigung.

Und wie sehr sich Müller von frühester Jugend an ständig mit Stoff und Form der Antike genährt hatte, beweisen seine Selbstzeugnisse. Sein Bildungserlebnis des klassischen Altertums war tiefer und echter als bei den meisten seiner Zeitgenossen, die sich an antiken Bildern berauschten und in klassischen Attitüden gefielen; bei ihnen bedeutete alles mehr nur eine Wirkung sentimentaler und äußerlicher Erinnerungen. Müller jedoch stand mit den «Alten» in täglichem Umgang, wurde von ihnen im Kern betroffen, dachte, fühlte, lebte wie sie. Darum war es ihm möglich, Napoleon als ursprüngliche Erscheinung der klassischen Welt zu begreifen, als wahrhaft antiken Menschen. Den Kaiser in dieser Art, in gleichsam überzeitlicher Klassizität darzustellen, erschien dem vom Altertum durchtränkten Geschichtsschreiber beinahe als seine Mission: «Le grand homme... mérite un historien du genre antique; vous savez que j'appartiens à ces anciens siècles.»

Daß Müller mit seinem Brief auch bezweckte, eine Audienz beim Kaiser zu erlangen, drückt er zwar an keiner Stelle direkt aus, deutet es jedoch mit der Erwähnung der Audienz bei Friedrich dem Großen an; jedenfalls wurde der Wink verstanden. Nach der Unterredung mit dem «Fürsten des Zeitalters» hoffte Müller auf ein Anerbieten von seiten Frankreichs. Dem Bruder schrieb er am 19. Dezember 1806: «Der Kaiser hat über meine Unterredung Zufriedenheit geäußert und so gesprochen, daß viele glau-

ben, er werde meiner nicht vergessen; welches indes doch wohl sein kann, er hat eine Welt auf sich.» Als aber das erwartete Angebot aus Paris immer noch nicht eintraf, scheint Müller sehr niedergeschlagen gewesen zu sein. Es ist wohl möglich, daß er in dieser großen Bangigkeit zu Beginn des Oktober 1807 noch einmal dem Fürstprimas geschrieben hat. Ein Brief Dalbergs läßt darauf schließen; doch muß Müller diesen sehr verspätet empfangen haben. Denn er entschied sich nun — ungern genug — zur definitiven Annahme der Tübinger Professur und verreiste am 29. Oktober nach Süddeutschland, nachdem er die letzten Stunden im Hause Alexander von Humboldts, seines von ihm eingesetzten Testamentsvollstreckers, verbracht hatte. Der dramatische Unterbruch dieser Fahrt in Frankfurt ist bekannt: Am 5. November abends elf Uhr erreichte ihn dort nach langem suchenden Herumirren ein französischer Kurier mit der Einladung, sich «en toute diligence» nach Fontainebleau zu begeben; schon zu Beginn des Oktober war ein anderer französischer Bote mit dem gleichen Auftrag an Müller abgeschickt worden, jedoch ganz verlorengegangen.

Müller hatte wahrscheinlich gehofft, Napoleon werde ihn als Historiographen oder in einer «literarischen Stellung» in seinen Dienst ziehen. Als man ihm nun aber statt dessen das Staatssekretariat Westfalens antrug, erschrak er. Er sah voraus, daß er sich zu diesem Amt nicht eigne und durch die Masse der Staatsgeschäfte ganz von seinen geliebten Studien abgedrängt würde. In seiner tiefen Not erinnerte er sich wieder seines in Fontainebleau weilenden Freundes. Von Paris aus bat er Dalberg schriftlich, ihn bei König Jérôme etwas herunterzumachen, indem er ihm Zweifel an seiner Fähigkeit zur Verwaltung dieses hohen Postens insinuiere und ihn als zu deutsch hinstelle. Obgleich ihm Tübingen nicht zusage, wolle er lieber dort unbeachtet wirken als im Glanz des Staatssekretariates. Er sei lieber ein guter Soldat als ein schlechter General. Da eine glatte Ablehnung der hohen Magistratswürde ihm als Undankbarkeit ausgelegt werden könnte, möge der erfinderische Freund einen Ausweg suchen. Wo Müller diesen Weg sah, läßt der fast verzweifelte Ausruf erkennen: «Que ne puis-je rester historien!» Und dann folgt das selbstbewußte Bekenntnis des Geschichtsschreibers: «Des secrétaires d'Etat il y en a toujours eu, et il y a des siècles qui n'eurent pas d'historien.»

Bevor er dieses letzterhaltene Schreiben an Dalberg beendet hatte — auch es enthält grundsätzlich Wichtiges über Müller — wurde ihm das Dekret aus den Tuilerien mit seiner Ernennung zum königlich-westfälischen Minister-Staatssekretär übergeben. Erschüttert, mit größtem inneren Widerstreben, vom raschen Fluß

der Ereignisse mitgerissen, nahm er an, und ist seines Entschlusses nie mehr froh geworden. Dem Bruder vertraute er am 27. November 1807: «Ich schwöre Dir, daß ich nie in meinem Leben wärmer, inniger, eifriger zu Gott gerufen habe . . . ich sage mit voller Wahrheit, daß ich diese Stelle nicht nur nicht gesucht, noch gewünscht, sondern mit Scheu und Gram übernommen habe, und in dem Augenblick, wenn ich derselben wieder entladen werde, mehr Wonne und Freude fühlen werde als jetzt, weil ich meine Studien über alles liebe.» Wahrscheinlich hat Müller den Ministerposten nur in der Erwartung übernommen, nach drei bis vier Jahren treuen Staatsdienstes zum napoleonischen Historiographen ernannt zu werden. Dem französischen Staatssekretär Maret empfahl er sich ausdrücklich als Biographen Napoleons, nachdem er «durch dessen Sieg die schöne Aufgabe verloren, derjenige Friedrichs des Großen zu werden»; nur mit Wehmut verzichte er auf seine angefangenen Arbeiten und «au nom que je m'étais fait dans la carrière des Tite-Live et des Tacite pour figurer peut-être assez gauchement à la cour d'un Prince... Les titres ne me sont rien du tout; j'attendais le mien de la postérité.» Auch Dalberg mochte Aehnliches wie Müller gehofft haben, doch irrten sich beide. Der Tausch des Staatssekretariates mit der Generaldirektion des Unterrichts bedeutete nur ein geringes Entgegenkommen gegenüber Müller. Napoleon hatte seinem Bruder Jérôme geschrieben: «N'accordez jamais un congé à cet homme. Vous ne savez pas quel trésor vous possédez; tâchez plutôt de lui donner une place plus analogue à ses goûts.» Die Bürde der Staatsgeschäfte lastete so schwer auf Müller, daß er kaum mehr die Möglichkeit zu schöpferischer Tätigkeit fand. Von Anstrengung aufgezehrt, von den Franzosen gekränkt, vom König ungnädig behandelt und — was ihm besonders ans Herz griff — von Deutschland verkannt, starb er reuevoll und gramerfüllt nach anderthalb Jahren.

Ob das Vertrauensverhältnis zwischen Müller und Dalberg jenem zum Segen gereicht hat, darf füglich bezweifelt werden. Sicher aber fühlte sich Müller von bestimmten Wesenszügen des geistlichen Staatsmannes angezogen. Es werden die gleichen Eigenschaften gewesen sein, womit Dalberg einen Schiller, Goethe, Wieland fesselte: vielseitige Bildung, Offenheit allem Schönen gegenüber, Begeisterung für das Gute. Einiges an Dalberg muß Müller — bei allem Niveauunterschied der Begabung und des Charakters — als wesensverwandt empfunden haben: die ungemaine Impressivität, die Schwärmerei, welche ihren Gegenstand idealisiert, die Wehrlosigkeit den wechselnden Gefühlen gegen-

über, den brennenden Ehrgeiz, auch als Staatsmann zu wirken — was alles die Aehnlichkeit ihrer politischen Haltung mitbedingt hat. Müller mag auch dunklere Züge an Dalberg geahnt haben. Aber seine angeborene Vertrauensseligkeit und Gutherzigkeit ließ ihn immer zuerst das Wertvolle an einem Menschen erfassen und anerkennen; darin glich er seinem Freund Alexander von Humboldt, der über Dalberg urteilte: «Man muß zeigen, worin er wirklich einzig war, in dem großen Adel des Gefühls und der Gesinnung, der unendlichen Grazie, dem erhabenen Sinne, dem unerschöpflichen Reichtum an Anregungen zu Ideen, wenn auch nicht immer Ideen daraus wurden, seiner Freiheit von allen kleinlichen Rücksichten. Diese Seiten am Menschen verlöschen im Leben. Die Geschichte deutet sie kaum an, sie sind aber doch die Angeln der Weltbegebenheit, da sie von Geschlecht zu Geschlecht das Innerste der Menschen anregen und bilden.»

*

Die vorausgehenden Ausführungen stützen sich auf den in der Stadtbibliothek Schaffhausen aufbewahrten handschriftlichen Nachlaß Johannes von Müllers. Daraus stammt ebenfalls der nachstehend veröffentlichte Originalbrief; Orthographie und Interpunktion sind modernisiert worden.

Berlin, 15 novembre 1806

Monseigneur

Une bienveillance, oserai-je la nommer amitié, de vingt ans, et cette belle habitude de Votre Altesse Eminentissime, de faire tout le bien qu'Elle peut, me donne la confiance de Lui demander la chose la plus précieuse au monde, un conseil, dans le moment le plus critique de ma vie.

Il y a deux ans qu'Elle m'accueillit à Aschaffenburg; j'allais alors à Berlin. Le Roi avait paru se plaire avec moi. Mais cela avait suffi pour armer l'envie; à mon arrivée j'étais déjà desservi; on avait employé un moyen qui, sous le grand Frédéric, eût produit un effet contraire. Cependant on me traita convenablement, et bientôt le Roi manifesta le désir d'avoir de moi l'histoire de Frédéric. J'avais depuis ma première jeunesse tous les genres d'enthousiasme pour ce grand homme. Ainsi après avoir terminé le volume de l'histoire des Suisses auquel je travaillais, je me fis assermenter pour l'usage des archives. A peine j'eus reconnu la

riche moisson à faire, que la monarchie défendue par mon héros pendant sept ans s'écroula en sept heures. On emporta les archives. Si la paix ramène le Roi, voudra-t-il encore de l'histoire de son grand oncle? n'y verrait-on pas la plus amère censure? ne doit-on pas renoncer à cet esprit militaire? a-t-on encore besoin de la Prusse pour contenir l'Autriche, pour maintenir cette frontière contre les Russes? Il pourra paraître superflu de donner trois mille écus à l'historien. Et ce dernier n'a de quoi subsister qu'encore pour deux mois. Cela même il le doit à la générosité française qui l'a délivré de logements militaires.

En général je ne pense que me louer des procédés des Français. Puisqu'il était dans les décrets éternels de substituer aux formes surannées de la vieille Europe un nouvel ordre des choses, il est fort heureux que cela se fait par une nation sensible, humaine, aimable à tant d'égards, sous la conduite d'un héros dont il n'y a pas de pareil dans la mémoire des siècles. Cicéron, Tite-Live, Horace n'ont pas caché au grand César ni à l'heureux Auguste d'avoir été d'un autre parti; ni moi je ne dissimule que j'avais longtemps un autre système: celui de deux empires, français et russe, avec deux puissances secondaires en Allemagne qui, dans leur union, pourraient les séparer et tenir quelque équilibre! Mais ces deux derniers ont prouvé leur incapacité pour un tel rôle; Dieu a donné le monde à Napoléon; il faut s'y soumettre, chercher le bien de ses affaires et le maintien de son gouvernement. C'est ce que les anciens prophètes ne cessèrent de conseiller aux malheureux rois de Jérusalem qui se perdirent par de vaines coalitions avec l'Egypte contre la puissance à laquelle alors la destinée donnait l'Asie.

Je reviens à moi. Votre Altesse n'ignore pas que j'ai eu tantôt des plans littéraires, tantôt des emplois politiques. L'expérience de l'histoire éclaire sur la politique, et la pratique de celle-ci éclaire sur celle-là. J'ose dire que l'histoire des Suisses et celle de la confédération des Princes d'Allemagne ont été approuvées; j'ai en manuscrit une histoire générale et d'immenses matériaux pour la refondre: telle qu'elle est, elle a plu à des connaisseurs. Les soins de grandes bibliothèques, de grandes archives, l'instruction publique, ne me sont pas étrangers. Je puis, encore, enseigner à la jeunesse l'expérience du passé pour mieux juger du présent, apprendre à s'y conformer et à y trouver le bonheur. Mais ce qui donnerait le plus grand essor et renouvellerait l'ardeur de celui qui devait peindre Frédéric, ce serait l'histoire de nos temps. Le grand homme qui les dirige mérite un historien du *genre antique*; vous savez que j'appartiens à ces anciens siècles; on le dit.

Mais tout en faisant voir que je serais employable, je dois ajouter que je ne sais aucun moyen de me faire employer, et j'ai dit que le manque de ressources pécuniaires ne me permet pas d'attendre tranquillement. En Suisse, dans ma patrie, il n'y a pas de places. L'état où vous m'avez vu servir le premier, est presque dissous. A Vienne je n'ai plus de liaison; l'Archiduc Jean qui a conservé beaucoup d'amitié pour moi, ne peut rien. J'ai pensé aux Académies de Munich, de Heidelberg, mais j'y suis également sans moyen. D'ailleurs Paris m'attire le plus; Paris, le centre de tout ce qu'il y aura désormais de grand et d'exquis. J'aurais voulu me faire un mérite dans les grands arrangements qui doivent fixer l'état futur de l'Allemagne, de l'Europe, et puis pouvoir consacrer le reste de ma vie au grand ouvrage qui doit exposer à la postérité étonnée les exploits, les lois et les vues du vainqueur et du maître du monde. Mais, sans être appelé comme autrefois par Frédéric, je ne puis me faire connaître de Lui (j'ai passé une heure seul avec Frédéric qui m'a plus instruit que vingt volumes que j'en aurais lus). Il paraît même très difficile de voir le Duc de Benevent assez pour exciter quelque intérêt.

C'est cette position qui m'a engagé d'écrire à votre Altesse Eminentissime avec cette tendre et intime confiance que j'ai eue en Elle de tout temps et plus que jamais depuis notre dernière entrevue; lui demandant un conseil, quelque appui, quelque recommandation s'il se peut. Elle, si riche en idées, qui a tout vu, qui connaît tout le pays et les hommes que je dois rechercher, me guidera de quelque lumière dans ce sentier ténébreux. Oui, Monseigneur,

nel mezzo del cammin di nostra vita
mi ritrovai per una selva oscura
che la diritta via era smarrita...

Souvenez-vous des anciens temps de votre bienveillance pour moi, fondée sur l'amour de la patrie et du vrai et du beau. Cette main que je voudrais baiser avec transport, qu'elle trace pour moi quelque oracle d'instruction, qu'elle me soit secourable! Excusez ma liberté! Dans ma peine il a fallu songer à qui j'aimerais le mieux être redevable de la plus grande obligation; et mon esprit et mon cœur se sont portés vers Votre Altesse. Je suis à jamais...

J. de Muller, historiographe